

Jüdische Figuren und das Thema der jüdischen Assimilation bei Marie von Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar und Jakob Julius David

Es ist üblich, die drei Autoren Marie von Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar und Jakob Julius David, die (ähnlich wie der Jubilar) mit dem mährischen Land verbunden sind, zusammen zu denken und zu behandeln; man spricht gelegentlich sogar vom „mährischen literarischen Triumvirat“. Für die Olmützer „Arbeitsstelle für mährische deutschsprachige Literatur“ sind die drei genannten Dichter die „Vorzeigeautoren“, deren anerkannt großes Werk dem tatsächlichen – oder nur virtuellen – Ansturm der Anzweiflungen der Methoden und des Sinnes der Regionalforschung standhält, wenn aus dem Lager der „großen“, der „Weltliteratur“-Geschichte gefragt wird: Ist die Gefahr nicht zu groß, mit dem Objekt und den Methoden der Regionalforschung immer bloß auf Mittelmäßiges, Geringes, künstlerisch Schwaches zu stoßen, sich im Fahrwasser der Trivialität, der bloßen Gebrauchsliteratur zu bewegen?

Als einer Mitarbeiterin der Olmützer Arbeitsstelle sei mir also erlaubt, mich mit der verbürgten Qualität des Werkes der drei „mährischen Triumviren“ hier kurz zu beschäftigen, denn obwohl es bereits viele taten, glaube ich, daß trotz aller Üblichkeit im Zusammendenken, es vielleicht doch nicht so üblich ist, sie zusammen im Bezug auf das Thema der jüdischen Assimilation zu denken.

Die „jüdischen Themen“ sind freilich bei keinem der genannten Autoren zentral. Von der Ebner weiß man über ihre Einstellung zum Judentum – vor allem aus ihren Tagebüchern und Briefen – daß sie die Äußerungen des modernen Antisemitismus hatte, sie für gesellschaftliche Grobheit, für einen Durchbruch der Pöbelhaftigkeit hielt. Sie trat zusammen mit ihrem Mann Moritz von Eschenbach dem 1891 gegründeten „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“ bei, äußerte sich häufig abschätzig über das neu-antisemitische Wien und gab der patriarchalisch-liberalistischen Ruhe ihres geliebten mährischen Heimatortes Zdislawitz den Vorzug:

Die Sonne scheint hell über dem antisemitischen Wien (...)¹. Nur fort aus Wien! Nur fort aus dieser von der antisemitischen Krätze ergriffenen Stadt (...)². Die Straßen schimmern in antisemitischem Schmutz (...)³. Moritz

¹ Handschriftlich geschriebenes Tagebuch (im folgenden TB), aufbewahrt im Staatsarchiv Brünn. TB 8.1.1898. Vgl. dazu auch: Jiří Veselý, Marie von Ebner-Eschenbach und die anderen. In: *Deutschböhmisches Literatur*. Universita Palackého, Olmütz 2001, S. 65-84 (Beiträge zur mährischen deutschsprachigen Literatur, hrsg. von Ingeborg Fiala-Fürst und Jörg Krappmann, Bd. 4).

² TB 16.5.1899

angekommen. „In Zdislawitz ist es schöner als in Wien“. O wie hat er recht.³

Von Saars Einstellung zum Judentum weiß man eher wenig. Seine Biographen geben an, daß seine Sympathien zwar dem deutschnationalen Gedankengut gegolten haben, seine Ablehnung der antisemitischen Tendenzen innerhalb dieser Strömungen jedoch genauso entschieden war, wie die von Ebner.

Saar hatte aus seiner starken Abneigung gegen den Antisemitismus der Deutschnationalen und Christlichsozialen mit ihren Repräsentanten Georg von Schönerer und Karl Lueger nie einen Hehl gemacht, etwa so in seinem Brief vom 27. November 1895 an Franziska von Wertheimstein: „... Wären die Wiener Verhältnisse anders, als sie es leider Gottes sind, so würde ich sagen: bringen Sie den Winter in der Stadt zu! Aber Lueger und Consorten machen die öffentlichen Zustände ganz unerträglich (...)“⁵

Dem Biographen scheint es weiterhin wichtig zu sein, zu betonen, daß Saar jahrzehntelang der Günstling führender Vertreter des Wiener jüdischen Geldadels war, „der Familien Wertheimstein, Gomperz, Todesco, Lieben-Auspitz und daher bei einer eventuellen Kritik jüdischen Verhaltens äußerst vorsichtig und zurückhaltend sein [mußte].“⁶

Von Jakob Julius David weiß man, daß er in Mährisch-Weißkirchen als Jude zur Welt kam, sich 1891 jedoch taufen ließ, um die Katholikin Juliane Christiane Ostruzka heiraten zu können. Man weiß, daß David in seinem naturalistisch bestimmten Frühwerk jüdische Figuren postulierte, um anhand ihrer inneren Konflikte einige Varianten des häufigsten naturalistischen Themas – der Spannungen zwischen individueller Selbstbestimmung und zwingender Macht des Milieus – durchspielen zu können. Mit dem Abklang des Naturalismus, mit Davids Hinwendung zu neuromantischen Stoffen etwa um 1900, hören die jüdischen Figuren auf, seine Novellen zu bevölkern.

Trotz der Marginalität der jüdischen Thematik im Werk äußerten sich jedoch alle drei Autoren belletristisch zu der – zu ihrer Zeit – zentralsten „jüdischen Frage“, zur Problematik der jüdischen Assimilation.

Die jüdische Emanzipation wurde in Österreich – wie in ganz Europa – durch aufklärerische Gedanken eingeleitet, wobei sie im zentralistischen Habsburgerreich – viel früher als beispielsweise in Deutschland – von der Staatsmacht, dem Kaiserhaus, beeinflußt und gelenkt wurde: Das Toleranzpatent Josef II. aus dem Jahr 1782 war nach der amerikanischen Deklaration der Menschenrechte chronologisch und weltweit gesehen das zweite Dokument, welches den Juden gewisse Bürgerrechte zuerkannte. An der Verfassung des Toleranzpatentes beteiligt war Josef von Sonnenfels, der große österreichische Aufklärer und mährische Landsmann,

³ TB 27.2.1898

⁴ TB 31.10.1882

⁵ Herbert Klausner, *Ein Poet aus Österreich*. Wien 1990, S. 108

⁶ ebd., S. 109

1733 im berühmten Nikolsburger Ghetto geboren. Im 19. Jahrhundert war die jüdische Emanzipation in Österreich durch ähnliche Peripetien, Fortschritte und Rückschläge gekennzeichnet wie in Deutschland bzw. im halben napoleonischen, nachnapoleonischen, vorrevolutionären und nachrevolutionären Europa. Die oktroyierte Verfassung von 1848 enthielt keine Diskriminierung auf religiöser Basis mehr, doch erst die Verfassung von 1867 garantierte den Juden Österreichs unbeschränkte Glaubensfreiheit und volle Bürgerrechte. Der Liberalismus stand zu dieser Zeit in höchster Blüte, die jüdische Emanzipation schlug vollkommen selbstverständlich den Weg zur Assimilation mit der deutsch-österreichischen Kultur ein. Der Weg zur vollen Integration schien ein gerader und zukunftssträchtiger zu sein. An den Errungenschaften der Assimilation wurde – außer in orthodoxen Kreisen – nicht gezweifelt. Eine große Zahl der jüdischen Familien Wiens gehörte dem Großbürgertum an, einige aus diesen Familien, so die Bankiers Rothschild, Nathan Adam Freiherr von Arnstein und Bernhard Freiherr von Eskeles, wurden geadelt, die jüdische Großbourgeoisie trat an die Stelle der Aristokratie in ihrer Rolle als Mäzene der Kunst. An der Wiener Universität waren jüdische Studenten in allen Fächern präsent, wobei die medizinische die meist frequentierte Fakultät war (da die Medizin lange Zeit das einzige Studienfach war, zum dem Juden zugelassen wurden). Nach der Lockerung der Zensur nach 1848 ergriffen Juden häufig auch den journalistischen Beruf und machten die wichtigsten Zeitungen Wiens – so etwa die „Neue Freie Presse“ – zu Bastionen des Liberalismus.

In dieser Phase des Hochliberalismus kam jedoch in Österreich – ähnlich wie in Deutschland – der moderne Antisemitismus auf, der die mittelalterlichen religiösen antijüdischen Vorurteile mit dem neueren romantischen nationalistischen Gedankengut verknüpfte, sie mit wirtschaftlicher Argumentation und schließlich mit rassistischen Theorien anreicherte und diese alt-neue Weltanschauung in eine Sprachdemagogie neuer, journalistischer Prägung einpackte. Vehikel des modernen Antisemitismus waren in Österreich die gleichen wie in Deutschland: „gelehrte“ rassenantisemitische Schriften, „lustige“ Pamphlete und antisemitische Kalender für das Volk, Ritualmordprozesse, Vereins- und Parteigründungen sowie Parteiprogramme. 1891 gründete Karl Lueger in Wien die offen antisemitische Christsoziale Partei, die ihn, ihren Gründer, 1897 bis auf den Posten des Bürgermeisters von Wien erhob.

In dieser gesellschaftlichen Situation, da die jüdische Assimilation trotz aller Anpassungsbemühungen der letzten Jahrzehnte durch den Ansturm des neuen Rassenantisemitismus ins Wanken gebracht wurde, schrieben die drei mährischen Autoren – nacheinander, im Abstand von sieben und dann von weiteren elf Jahren –, im Zeitraum zwischen 1882 und 1900, dem neuralgischen Zeitraum der jüdischen Assimilation, ihre drei Prosatexte. Ebner-Eschenbach: *Der Kreisphysikus* (1882), Ferdinand von Saar: *Seligmann Hirsch* (1889) und Jakob Julius David: *Am Wege sterben* (1900).

Der Inhalt dieser drei Werke ist schnell erzählt: Nathanael Rosenzweig, der Doktor und Kreisphysikus, der in Ebners Erzählung *Der Kreisphysikus* im Galizischen um 1845 agiert, wird Zeuge der Vorbereitungen eines revolutionären Aufstandes und trotzdem er anfänglich von der revolutionären Begeisterung des Adels nicht viel hält und vor dem revolutionären Erwachen der Bauern eher Angst hat, läßt er sich durch die überzeugende Kraft der prophetischen Reden des „Sendboten“ hinreißen, wird zum treuen Anhänger der christlichen und sozialen revolutionären Gedanken – und bleibt es auch, nachdem der eigentliche Aufstand niedergemetzelt wurde.

Der Ich-Erzähler in Saars Novelle *Seligmann Hirsch* macht in einem österreichischen Kurort um 1870 die Bekanntschaft des reichen Juden Seligmann Hirsch und erfährt sukzessive seine tragische Familiengeschichte. Sie besteht im wesentlichen darin, daß die Kinder Seligmanns den Vater undankbar aus der Familie hinausdrängen und endet im Epilog mit Seligmanns Selbstmord.

Dauids Roman zeigt kaleidoskopartig die Schicksale einzelner Studenten einer lockeren Tafelrunde in Wien um 1885, die alle nicht fähig sind, in der Großstadt Fuß zu fassen und an ihr zugrunde gehen, *am Wege sterben*. Der jüdische Medizin-Student Simon Siebenschein ist die einzige Ausnahme: Trotz der erschütternden Erfahrung einer tragischen platonischen Liebe – wegen seiner Unfähigkeit, Gefühle zu zeigen, starb ein unschuldiges Mädchen – und trotz seiner Skepsis gegenüber allen Werten, schafft er den Sprung ins Berufsleben und wird Armenarzt.

Es wäre freilich elegant, die drei Texte als belletristische Abbildungen einzelner chronologischer und qualitativer Abschnitte der jüdischen Assimilation zu präsentieren, doch redlicher wäre es, die Schicksale der jüdischen Protagonisten als einzelne Projekte zur Lösung der Assimilationsfrage zu bezeichnen: Ist der qualitative Sprung zwischen Nathanael Rosenzweig, dem Kreisphysikus der Ebner und Seligmann Hirsch, dem Titelhelden Saars, als solcher interpretatorisch noch einigermaßen klar darstellbar, bedeutet die Figur des Simon Siebenschein aus Dauids Roman – aus der Sicht der Assimilationsproblematik – eher einen Rückschritt.

Nathanael Rosenzweig und Simon Siebenschein sind nämlich sehr ähnliche Figuren, sie weisen derart erstaunliche Parallelen auf, daß man versucht ist, von Klischees in der Darstellung jüdischer Figuren zu sprechen:

Beide sind Mediziner, beide ergriffen ihren Beruf nicht etwa, weil ihnen keine andere intellektuelle Laufbahn offengestanden hätte (wie es in der Zeit Nathanael Rosenzweigs noch tatsächlich der Fall war, aber nicht mehr in der Zeit Simon Siebenscheins), sondern weil ihnen dieser Beruf gesellschaftliche Geltung und Besitz zu beschern verspricht. Von Nathanael Rosenzweig erfährt man gleich auf der ersten Seite der Novelle, daß „(...) Erwerben der Inbegriff all seines Dichtens und Trachtens [war], Geld zu erwerben, Kenntnisse, Gunst (...), erwerben und ja nichts umsonst hergeben.“ (245)⁷

⁷ Marie von Ebner-Eschenbach, „Der Kreisphysikus“. In: *Erzählungen, autobiographische Schriften*. München o.J., S. 245 – 305. Die Seitenangabe der zitierten Stelle erfolgt direkt im Text.

Vom Studenten Siebenschein heißt es – weniger explizit – daß er ein „rastloser Lerner“ war, der sich von seinen verbummelten Studienkollegen gewaltig unterschied, da er weder trank, noch Schulden machte, sondern zielgerichtet auf seine künftige Laufbahn hinarbeitete, denn „jeder Tag, den er unnütz vertat, zwang ihn, sich zu bescheiden.“ (57)⁸

Diese ausschließliche Ausrichtung aufs Ziel hin macht die Helden hartherzig und hochmütig. Nathanael Rosenzweig verbietet sich rigoros jede „mitleidige Regung“, jede „hemmende Rücksicht“ (245). Simon Siebenschein wird gleich in seiner Erstaufnahme durch den Erzähler als „schroffer, schweigsamer (...) hochmütiger und nervöser Mensch“ (32) dargestellt, der sich mit den niederen Schichten nicht einlassen möchte und lieber allein sitzt, „ehe er sich unter das Volk mischte“ (57). Diese Eingangskarakteristik macht die jüdischen Figuren dem Leser freilich einigermaßen unsympathisch, trotzdem sich beide Erzähler bemühen, diesen Eindruck etwas zu entschärfen: die Ebner mit dem Hinweis auf die entbehrungsreiche Jugend Nathanael Rosenzweigs am Rande des Hungertodes, die eben als Motivation für sein späteres Verhalten gilt, David durch die Einpflanzung Simon Siebenscheins in die Gruppe verbummelter Wiener Studenten, die allesamt verkrachte Existenzen mit gewaltigen Charakterschwächen sind und für den Leser sowieso keine Identifikationsfiguren darstellen können. Trotzdem fühlt man sich als Leser des 20./21. Jahrhunderts unangenehm an das antisemitische Klischee des rastlosen Juden, gar des Ahasvers, erinnert. Dieses Leser-Gefühl wird noch durch die häufige explizite Wiederholung des Adjektivs „rastlos“ gesteigert (bei beiden Autoren in verschiedenen Verbindungen), durch Dauids häufige explizite Verknüpfung dieser Eigenschaft mit Simon Siebenscheins „jüdischen Rassenanlagen“: „(...) denn etwas von dem Hochmüte seiner Rasse war in ihm“ (57), „die Nervosität seiner Rasse steigerte seine Empfindlichkeit“ (123), „die ganze Leidenschaftlichkeit seiner Rasse zuckte in ihm“ (236) usw. und wird durch die äußere Charakteristik der Helden verstärkt, denn beide sind keine Schönheiten. Der Makel der körperlichen Gebrechlichkeit begleitete Nathanael Rosenzweigs Jugend, trotzdem sich später „seine kreuzspinnenartigen Extremitäten“ zu „muskulösen Armen und Beinen kräftigten“ (245). Simon Siebenschein wird als „lang und hager“ beschrieben, als „alt und unfertig zugleich“ mit einem Gesicht „von einer kränklichen bräunlich-blassen Färbung, als hätte man durch Milch einen starken Rauch gehen lassen“ (43). – Die antisemitische Tendenz des letzten Vergleichs wird heute wohl deutlicher empfunden als zu Dauids Zeiten.

Rosenzweigs und Siebenscheins Rastlosigkeit, (Ehr-)Geizigkeit, Hochmütigkeit und Hartherzigkeit äußern sich freilich am deutlichsten in ihren Beziehungen zur menschlichen Umgebung: Während Nathanael Rosenzweigs hochmütig-ironischer Abstand zum revolutionsbegeisterten polnischen Adel – in einer von der Ebner überaus witzig-ironisch gestalteten Szene – noch sympathisch wirkt,

⁸ Jakob Julius David, *Am Wege sterben*. Berlin/Leipzig 1900. Die Seitenangabe der zitierten Stelle erfolgt direkt im Text.

„Der Augenblick, das fremde Joch abzuschütteln, ist gekommen (...) Das Zeichen zum Ausbruch der Revolution wird in Lemberg auf dem ersten Balle des Erzherzogs gegeben werden“. (...) „Ich verstehe, auf jenem Revolutionsballe!“ „Ja Doktor! Ja!“ rief Gräfin Aniela dazwischen, „dem Balle, auf dem wir ein welthistorisches Ereignis inaugurieren!“ „Bei der Mazurka oder bei der Française?“ „Beim Kotillon (...)“

und Rosenzweigs gut motivierter Verrat der adeligen Aufständischen noch sehr verständlich ist, stimmt sein offen zur Schau getragener Haß gegenüber Armen, Bettlern und sonst Unbedarften schon nachdenklich, vor allem, weil er gegen die positive Gestalt des jungen Schützlings Josef gerichtet ist. Einerseits erwies der Doktor seine Barmherzigkeit dadurch, daß er den Findling „vor vier Jahren von der Straße in einer eiskalten, herrlichen Winternacht aufgelesen hat“ (249), andererseits äußert sich seine Hartherzigkeit in der Behandlung des Jungen, „seines Dieners, seines Hundes“ (249), den er geringschätzt, weil er „aus Büchern nichts zu lernen vermochte. Mit achtzehn Jahren noch las er nicht ohne Schwierigkeiten die einfachsten Kindergeschichten“ (252), den er eigentlich aus tiefstem Herzen haßt, da er den Gedanken nicht loswerden kann, „daß der Findling seines Herren Brot umsonst oder doch fast umsonst esse“ (249). Und doch ist Josef der Träger des spontanen, guten, aufopfernden Menschentums, dem Ebner-Eschenbach in mehreren Erzählungen, meist in den Gestalten von Bauern, bäuerischen Mädchen und Müttern ein Denkmal errichtete. Josef ist seinem schroffen Herrn treu, er ist genügsam, überaus fleißig, immer freundlich, zu menschlichen Gefühlen und Regungen fähig – in allem ein Gegenbild, ein Korrektiv Rosenzweigs.

Denselben Typus stellt auch Jakob Julius David seinem Helden Simon Siebenschein gegenüber; er läßt ihn an der Beziehung zum Mädchen Resi ebenso scheitern, wie Ebner ihren Rosenzweig in der Beziehung zu Josef seine Charaktermängel äußern läßt. Siebenschein bewundert von Weitem die aufopfernde Liebe, die die arme kleine Resi ihrem dahinsiechendem Spielkameraden entgegenbringt, die stille Demut, mit der sie die Quälereien der Mutter und des Untermieters aushält, deutet Resis Wesen richtig als Aufblitzen der Heiligkeit im Menschlichen, läßt jedoch keine Gefühlsregung, die er als Schwäche empfindet, in sein verhärtetes Inneres hinein, seinem Lebensvorsatz treu bleibend: „Nicht mehr an Gepäck auf die Reise nehmen, als man bequem mitführen konnte! Nur keinen überschüssigen Ballast.“ (118). Siebenschein läßt die kleine Resi, die der Schlechtigkeit der Welt nicht gewachsen ist, allein, läßt sie schließlich in den sicheren Tod laufen, wird an ihrem Tod mitschuldig.

Auch Seligmann Hirsch ist keine sympathische Figur. Im Gegenteil: er ist ein ganz und gar ekelhafter Zeitgenosse. Schon sein Äußeres ist befremdend – im wahrsten Sinne des Wortes:

Sein fleischiges, gerötetes Gesicht, das buschige Brauen, stark entwickelte Backenknochen und eine plump geschwungene Nase aufwies, war von einem teilweise ergrautem Barte (...) eingerahmt (...). Auf dem Kopfe saß ihm, schief und zerknüllt, eine phantastische Reisemütze; ein langer Überwurf

mit Pelzkragen stand vorne offen und ließ abgetragene, nicht allzu reinlich gehaltene Unterkleider, aber auch eine große Busennadel aus Brillanten und eine massive goldene Uhrkette sehen. In der kurzfingerigen, mit Ringen überladenen Hand hielt er eine ungeheuerere Zigarrenspitze aus Bernstein, an welcher er pustend sog (...). Die ganze Erscheinung hatte etwas Groteskes und dabei Fremdartiges; der Mann sah aus wie ein Armenier oder Bulgare. (378)⁹

Sofort stellt dieser grotesk unansehnliche Held seine Charaktermängel zur Schau: er spricht zu laut, in der Nacht poltert er im Zimmer herum, singt, pfeift und schnarcht schließlich entsetzlich, „[es war] ein so kräftiges Schnarchen gewesen, wie ich es im Leben niemals vernommen. In allen Modulationen erklang es: bald wie der ruckweise, gleichmäßige Gang einer Sägemühle, bald in zitternden, gequetschten Gurgel- und Nasenlauten – bald mit so furchtbarem, langgezogenem Gerassel, als wollte er das stille, nachtschlafende Haus in seinen Grundfesten erschüttern.“ (382). Seligmann Hirsch leistet sich jedoch noch Schlimmeres: Er spuckt auf den Boden, benimmt sich beim Essen wie ein wildes Tier, sekkiert den Wirt, trägt seinen Reichtum plump zur Schau, prahlt mit seiner Person, kiebitzt beim Tarockspiel auf eine völlig unerlaubte Weise und macht sich im Allgemeinen bei der ganzen Gesellschaft unbeliebt.

Der Unterschied in der negativen Charakteristik der Helden Ebners und Davids einerseits und Saars andererseits liegt allerdings nicht nur in der Quantität und Intensität, sondern viel maßgeblicher in der erzähltechnischen Inszenierung der Helden: Während Rosenzweig und Siebenschein in der Er-Perspektive (eines noch vor-modern neutralen Erzählers) einfach ihre Schwächen haben und sie – ohne einen Erzähler-Filter – dem Leser im Laufe der Geschichte präsentieren, ist die größte Schwäche und Schuld Seligmann Hirschs, daß er den Ich-Erzähler stört. Mit Absicht werden die ersten zwei Seiten der Erzählung ausschließlich der Darstellung des behaglichen Zustandes des Ich-Erzählers gewidmet, der sich in dem herbstlich verlassenen Kurort im „Genuß der Einsamkeit“ (376), „im behaglichen Zustande des tätigen Alleinseins“ (377), in der „traulichen Stille“ (377) gut fühlt. Der Einfall Seligmann Hirschs in dieses stille Idylle wirkt wie die Explosion einer Handgranate: das erste, was man von ihm mitbekommt, ist – konsequenterweise – seine „überlaute, schnarrende Stimme“ (337).

Der größte Unterschied in der Charakteristik der Protagonisten liegt jedoch in der – wahrscheinlich unterschwellig – Absicht der Erzähler: Alle drei Figuren, die am Anfang mehr oder weniger unsympathisch wirken, werden im Laufe der Geschichte zu positiven Helden: Nathanael Rosenzweig kehrt sich nicht ab von den christlich-sozialen Ideen des prophetischen Sendboten wie alle anderen, sondern läßt sich entzücken, ändert seine Weltanschauung und Lebenshaltung grundlegend, wird mitleidsfähig und karitativ, erkennt plötzlich das Ausmaß der Opferbe-

⁹ Ferdinand von Saar, „Seligmann Hirsch“. In: *Das erzählerische Werk*. Erster Band. Wien 1959, S. 375 – 410. Die Seitenangabe der zitierten Stelle erfolgt direkt im Text.

reiten Treue Josefs an, beschenkt ihn mit seinem Gut (das ursprünglich das Ziel all seines Lebens und Trachtens, gar das Zentrum seiner Identität war), versucht, mit großzügigen Spenden das Leben der Bauern erträglicher zu machen und wird schließlich zum fahrenden Armenarzt. Als Lohn für diesen Umschwung erfährt er – im Epilog nach etwa zehn Jahren – die unerwartete Begegnung mit dem tot geglaubten Sendboten Eduard Dembowski. Die Erzählung endet idyllisch in der Umarmung der beiden und mit dem feierlichen Versprechen Rosenzweigs, ein treuer Jünger Dembowskis und seines Glaubens zu bleiben.

Simon Siebenschein findet nach dem Tode Resis trotz seines Zweifels an allen Werten des Lebens die Kraft, sein Studium zu Ende zu führen. Er zieht in eine Arbeitersiedlung und am Schluß des Romans – ebenfalls im Epilog – schließt er sich beim Ausflug ins Grüne symbolisch einer Gruppe junger sozialistischer Arbeiter an und wird ebenfalls zum Armenarzt.

Seligmann Hirsch macht keinen derartigen Umschwung durch, sondern der Ich-Erzähler legt nach und nach den Ärger über die Störung ab, wird zu einem immer empfänglicheren und mitfühlenderen Zuhörer von Seligmanns Lebensgeschichte, die im Galizischen (an der Seite einer orthodoxen Frau) als typisch jüdische Assimilationsgeschichte begann: mit revoltierender religiöser Indifferenz, mit Geld- und Zinsgeschäften, mit deren Scheitern, mit der Umsiedlung nach Wien, mit erneutem Fußfassen dort, mit der Erziehung der Kinder zur völligen Loslösung von den jüdischen Wurzeln – und auch als typisch jüdische Assimilationsgeschichte endete: mit dem Rückschlag in der Assimilationstendenz in der Person der Tochter (die einen orthodoxen ungarischen Juden heiratete) und mit der Ausweisung Seligmanns – als Störenfried – aus deren Familie sowie mit dem vollen Erfolg der Assimilationstendenz in der Person des Sohnes (der in die höchsten Ränge des Wiener Finanzbürgertums aufstieg und geadelt wurde) – und mit der Ausweisung Seligmanns auch aus dieser zweiten Familie, die an ihre – im Vater überdeutlich zum Vorschein kommenden – jüdischen Wurzeln nicht erinnert werden will. Nach und nach streut Saar rührende Elemente in die Geschichte, nach und nach begreift der Ich-Erzähler, welche Verletzlichkeit unter der rauhen, krampfhaft selbstsicheren Oberfläche Seligmanns sich als Narben von erlittenen Demütigungen, Zurückweisungen, Ängsten und Identitätskonflikten verbirgt. Nach und nach wird der Ich-Erzähler – und mit ihm der Leser – von Mitleid ergriffen, so sehr, daß sogar „das Schnarchen nicht mehr so entsetzlich [schien], wie damals“ (399).

Vereinfacht läßt sich sagen: Nathanael Rosenzweig und Simon Siebenschein werden zu positiven Helden *trotz* ihres Judentums, indem sie es überwinden, nämlich die Härte, die Gefühllosigkeit, die zwanghafte Rastlosigkeit, das Mißtrauen gegenüber der Umgebung, die unermüdliche Jagd nach Besitz und gesellschaftlicher Anerkennung usw. Seligmann Hirsch wird es *wegen* seines Judentums, das er nicht überwinden kann. An der existenzvernichtenden Paradoxie, die den Juden die Assimilation aufzwang, geht er zugrunde.

Bereits bei der Analyse der Figuren kam der Verdacht auf, daß diese eben erfolgte Interpretation von den Autoren nicht unbedingt intendiert war, sondern unterschwellig, bloß latent in den Geschichten angelegt ist. Dies hängt damit zusammen, daß die drei jüdischen Figuren, obwohl sie als jüdische deutlich und explizit markiert sind, nicht eigentlich als Juden im Zentrum des Geschehens stehen und agieren, sondern in hohem Maße austauschbare „Stammesidentitäten“ aufweisen: Die Geschichte Nathanael Rosenzweigs und Simon Siebenscheins könnte jeder ursprünglich harte, sich vor Gefühlen fürchtende, schopenhauerisch-modern zweifelnde Mensch erleben, den ein starkes Ereignis zum Umwerten seiner bisherigen Lebenshaltung zwang. Und sogar das eminent jüdische Schicksal Seligmann Hirschs wird von der Generationsproblematik überlagert, wird dem Leser als kariertes König-Lear-Schicksal präsentiert: eher als die Tragödie eines nicht anpassungsfähigen oder nicht mehr gelittenen Menschen, denn als Tragödie eines assimilierten Juden. Daß zu Saars Zeiten seine Novelle tatsächlich so gelesen wurde (und nicht etwa in der Intention dieses Aufsatzes), belegt zum Beispiel der Brief der Gönnerin Marie Fürstin von Hohenlohe an Saar:

Die Novelle ist ein seltenes Meisterwerk (...). Die Lear-Tragödie wird gar nicht erzählt und doch wirkt sie so überwältigend!¹⁰

Muß man also nicht die Eingangsthese, die drei mährischen Autoren hätten sich in ihrer Zeit zur Problematik der jüdischen Assimilation belletristisch geäußert, korrigieren? Für eine solche Korrektur spräche auch noch der relative Mangel an einschlägigen gesellschaftlichen Fakten bezüglich der Lage des Judentums innerhalb der Erzählungen und der Mangel an „jüdischer Ausstattung der jüdischen Helden“. Bei der Ebner erfährt man – stets nur vermittelt durch Dialoge oder Figurenrede – über die gesellschaftliche Lage der Juden in Galizien lediglich, daß sie kein Land besitzen durften (dies ist Rosenzweigs einziger Vorwurf an die Regierung), logisch schlußfolgern kann man also, daß Juden, die, wie Rosenzweig, in eine gewisse gesellschaftliche Position aufgestiegen sind, keinerlei antisemitischen Attacken ausgesetzt waren. Über den Antisemitismus der Polen spricht nur der „Sendbote“ Eduard Dembowski in seiner Rede, um – in Lessing'scher Manier – den „edlen Juden“ und dessen karitative Wohltat (die Errettung Josefs nämlich) als hohes Beispiel christlicher Menschenliebe zu postulieren. Der antisemitisch verankerte Imperativ, den die Gesellschaft an den assimilierten Juden stellt, sich nämlich taufen zu lassen, wird in der Erzählung als dümmliche, stehende Floskel humoristisch abgetan:

Und nun kam die Frage, die der Kreishauptmann dem Doktor, auch bei der flüchtigsten Begegnung nicht erließ: „Aber, mein lieber Doktor, wann werden sie sich denn endlich taufen lassen?“ Auf die stehende Frage erfolgte die stehende Antwort: „Ich weiß es noch nicht genau“. „Entschließen sie sich! Sie sind ja ohnehin nur ein halber Jude!“

¹⁰ Zit. Nach Norbert Miller, „Das Bild des Juden in der österreichischen Erzählliteratur des Fin de siècle“. In: *Juden und Judentum in der Literatur*. München 1985, S. 186

Zum massivsten Durchbruch des Antisemitismus (wessen eigentlich?) kommt es bei der Präsentation der zwei Dorfjuden kurz vor dem Wendepunkt der Novelle, als eine revolutionäre Versammlung in die Dorfkneipe des Juden Abraham einberufen wird. Man fühlt sich an die antisemitischen Kalender und Karikaturen des 19. und 20. Jahrhunderts erinnert, denn alle erdenklichen, die abgeschmacktesten und also wirksamsten „volkstümlichen“ antisemitischen Klischees werden hier benutzt. Man kann – so glaube ich – die beiden Absätze kommentarlos zitieren und nur einige besonders markante Stellen graphisch hervorheben:

„Schaff mit Platz, Abraham,“ sprach der Doktor, „ich bin's, ich, Doktor Rosenzweig“. „Gott der Gerechte!“ stieß der Wirt *erschrocken* hervor, faßte sich aber gleich und *putschte dienstwillig in den Sumpf* (...).

„Ein Gibor! Schema Israel, ein Gibor der gewaltige Doktor!“ raunte Abraham einem *mißgestalteten Wesen* zu, das plötzlich im Dunkel, *geräuschlos wie eine Eidechse, krummbeinig wie ein Kobold*, neben ihm aufgetaucht war. Es wiegte den *unförmigen Kopf*, seine *nachtschwarzen Augen funkelten klang und feurig*. „Er ist eingezogen zu spionieren, Tateleben. *Wir wollen ihm kommen zuvor, daß uns nicht kann begegnen ein Unglück*“, flüsterte der Kleine (...) „Ich will nehmen ein Pferd Tateleben, und reiten nach Tarnow wie ein Windstoß, *zu melden bei der Polizei*, daß bei uns Versammlung halten die *rebellischen Gojim* und daß die kaiserliche Regierung soll ausschicken gegen sie Soldaten, *wenn es is gefällig der kaiserlichen Regierung*“. Abraham betrachtete seinen Sprößling mit Blicken bewundernder Liebe: „Reit wie ein Windstoß, mein Sohneleben, daß du mit Gott bald kommst ans Ziel. Reit“, wiederholte er, und er setzte in naiver Fürsorge hinzu: „Tu dich nur nehmen in acht, *daß du nicht kommst um deine geraden Glieder*“.

Das Judentum des Doktor Rosenzweig äußert sich über das bereits Gesagte hinaus nur noch in einigen jiddischen Wörtern, die er nur im Verkehr mit seiner Großmutter verwendet.

Über Simon Siebenscheins Judentum erfährt man nichts mehr, als seine – bereits dargelegte – Personencharakteristik ausmacht. Aus der häufigen Benutzung der Rassen-Argumentation (siehe oben) kann man bloß schlußfolgern, daß die Rassenlehre um 1900 in Mode war, Furore machte und in aller Munde war. Über die Situation des Judentums in Wien um 1900 (bzw. 1885) erfährt man nichts.

Die Rassenlehre interessierte wohl auch Ferdinand von Saar, denn das Ende der Novelle *Seligmann Hirsch* trägt deren Spuren: Die Enkelin Seligmanns, eine Vertreterin des Typus „schöne Jüdin“, wird als Erbin der – diesmal in körperlich positiv umschlagenden – jüdischen Rassenmerkmale des Seligmann Hirsch dargestellt. Obwohl man bei Saar über die „spezielle jüdische Problematik“ das meiste erfährt – neben Seligmanns eigenem Schicksal spielt auch die neubelebte Orthodoxie der Tochter, ihre kinderlos gebliebene Ehe, die unermüdliche Jagd nach Besitz und gesellschaftlicher Anerkennung des Sohnes, die Anbiederung der geadelten Bankiers-Familie des Sohnes an die Wiener Gesellschaft, der Mechanismus der antisemitischen Vorurteile unter den einfachen Leuten des Kurortes, das Auftreten des „antisemitischen Juden“ im Epilog usw. eine gewissen – obzwar hintergründige – Rolle

– muß man wohl die eingangs postulierte These tatsächlich etwas relativieren: Fragt man sich, ob die drei mährischen Autoren sich zur Problematik der jüdischen Assimilation zielgerichtet und bewußt geäußert haben, muß man eindeutig „nein“ antworten. Nur nebenbei erfährt man aus ihren Werken, die im Vordergrund jeweils eine andere Ideen-Linie verfolgen, etwas zur Problematik der Assimilation in Österreich-Ungarn am Ende des 19. Jahrhunderts. Nur nebenbei sind die Helden als einzelne Projekte zur Lösung der Assimilationsfrage zu lesen und zu interpretieren. Nathanael Rosenzweig als einer, der aus dem strengen Individualismus des „sich auf sich selbst Verlassens“ in die wärmende Gemeinschaft der Welt- und Menschheitsverbesserer wechselte, Simon Siebenschein als eine zeitlich bedingte bloße Innovation Nathanael Rosenzweigs, da der Individualismus durch moderne (schopenhauerische und nietzscheanische) Skepsis verstärkt wurde und die (am Ende nur halbwegs erreichte) Gemeinschaft der Welt- und Menschheitsverbesserer bereits sozialistische Züge trägt, Seligmann Hirsch schließlich als einer, der an der Assimilation – gesetzmäßig – scheiterte.

Sicher ist Saars Novelle, die im Lichte der Entwicklung der Assimilationsproblematik bis zum Holocaust die scharfblickendste ist, nicht an die Seite der Texte des 20. Jahrhunderts zu stellen, die sich programmatisch mit dieser Frage beschäftigen (Arthur Schnitzler, Jakob Wassermann, Else Lasker-Schüler, Martin Buber usw.). Trotzdem ist sie zumindest als ein – vielleicht unbewußt gelungener – erster Schritt in diese Richtung und also als ehrenwerter Vorläufer zu bezeichnen.

CONCORDIA
ANDREA HOHMEYER, JASMIN S. RÜHL,
INGO WINTERMEYER (Hg.)

Spurensuche in Sprach- und Geschichtslandschaften

Festschrift für Ernst Erich Metzner

LIT

Germanistik

Germanistik

Band 26

LIT

Andrea Hohmeyer, Jasmin S. Rühl,
Ingo Wintermeyer (Hg.)

Spurensuche in Sprach- und Geschichtslandschaften

Festschrift für Ernst Erich Metzner

LIT

Umschlagbild: „Nova hanc territori Francofurtensis tabula“ aus dem Werk von Johannes und Cornelis Blaeu „Novus Atlas“ Bd. 1, Amsterdam 1641
mit freundlicher Genehmigung des Verlages Werner Dausien, Hanau

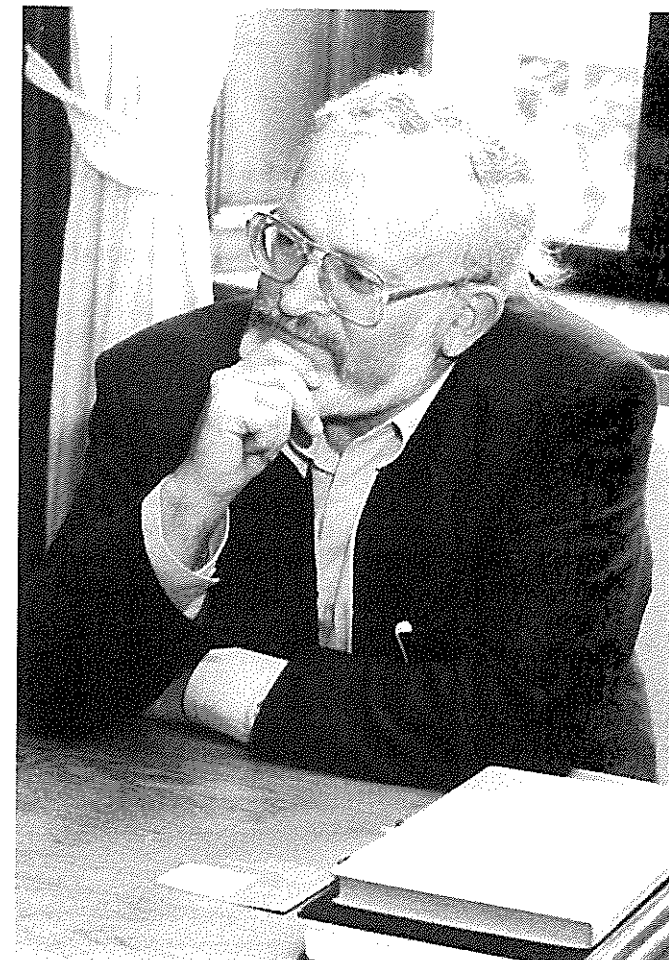
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-8258-6565-7

© LIT VERLAG Münster – Hamburg – London 2003

Greverer Str./Fresnostr. 2 48159 Münster
Tel. 0251-23 50 91 Fax 0251-23 19 72
e-Mail: lit@lit-verlag.de <http://www.lit-verlag.de>



Ernst E. Metzner